



LARS
HAIDER

EINER MUSS DEN JOB JA MACHEN



HOFFMANN UND CAMPE



LARS
HAIDER

**EINER
MUSS DEN JOB
JA MACHEN**

HAMMERSTEINS ERSTER FALL

Hoffmann und Campe

Das Zitat auf S. 383 stammt aus dem Song
»Einer muss den Job ja machen« von Udo Lindenberg.
Text: Udo Lindenberg, Sera Finale, Benjamin von Stuckrad-Barre,
Peter »Jem« Seifert, Andreas Herbig, Henrik Menzel.
Musik: Andreas Herbig, Henrik Menzel, Peter »Jem« Seifert

BITTE KEINE HALBEN SACHEN.

1. Auflage 2023
Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag GmbH, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de
Umschlaggestaltung: © zero media, München
Umschlagabbildung: © FinePic®, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Gazette LT
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-01630-7


**HOFFMANN
UNDCAMPE**

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE



Emma Trautmann hatte ihr Wohnmobil in einer Seitenstraße unweit der Elbphilharmonie abgestellt. Natürlich hieß sie nicht wirklich so, weder Emma noch Trautmann, aber auf diesen Namen sollte an der Abendkasse ein Ticket hinterlegt sein. Um sie herum wimmelte es von Menschen, die aufgeregt waren, weil sie Karten für ein Konzert im Großen oder Kleinen Saal ergattert hatten, die beide für Monate ausgebucht waren. Emma hoffte, das alles hier schnell hinter sich zu bringen. Sie reihte sich in die Schlange der Wartenden ein und beschloss, auf keinen Fall durch den Haupteingang in die Elbphilharmonie zu gehen. Von Berufs wegen war sie sowieso eher der Nebeneingangs-Typ.

»Guten Abend. Was kann ich für Sie tun?« Die junge Frau hinter der Kasse hatte ein Piercing im linken Nasenflügel, verschiedenfarbige Fingernägel und roch nach einem Parfüm, dem Sexualhormone beigemischt waren. Emma Trautmann prägten sich solche Details sofort ein, sie konnte nicht anders, es passierte instinktiv. An sie würde sich hingegen niemand erinnern, sie hatte ihre Unauffälligkeit so perfektioniert, dass sie fast schon wieder auffällig war.

»Für mich soll eine Karte auf den Namen Trautmann hinterlegt sein.«

Die Piercing-Frau tippte etwas in ihren Computer: »Emma Trautmann?«



Sie nickte.

»Sind Sie auch Polizistin?«

Emma zuckte unprofessionell zusammen und hoffte, dass ihr Gegenüber es nicht bemerkt hatte: »Nein, wieso?«

»Weil im Großen Saal das Dankeschön-Konzert für die Polizistinnen und Polizisten ist, die beim G20-Gipfel im Einsatz waren«, Emma bekam die Karte über den Tresen geschoben, vor dem sie stand. »Also keine Polizistin? Ach, egal, die Handschellen bekommen Sie trotzdem.« Die Gepiercte reichte eine Tüte mit kleinen Weingummi-Handschellen hinterher, und Emma Trautmann dachte für einen Augenblick, dass der Hinweis, für den sie das alles hier auf sich nahm, vielleicht in der Tüte versteckt war. Sie riss sie beim Verlassen der Abendkasse auf, ein paar Handschellen fielen zu Boden, nur Weingummi, sonst nichts.

Emma knüllte die Tüte zusammen, warf sie in einen Müll-eimer und bog rechts in einen Seiteneingang ab, dessen Tür sich automatisch öffnete, als sie ihre Eintrittskarte davorhielt. Ein Sicherheitsbeamter nickte ihr freundlich zu und wies auf die wartenden Fahrstühle. Der erste füllte sich gerade, der daneben war leer. Emma ging hinein, drückte auf den Knopf, neben dem »Plaza« stand, und gleich darauf auf »Tür schließen«, aber nicht schnell genug. Drei junge Männer sprangen herein, sie trugen Anzüge, und man sah ihnen an, dass sie das nicht oft taten. Polizisten, die sich schick gemacht hatten, bei einem war das Sakko im Schulterbereich ausgebeult. Sie waren bester Laune, und als sich die Tür des Fahrstuhls hin zur Plaza der Elbphilharmonie wieder öffnete und den Blick auf eine wuselnde Menge überwiegend junger Menschen freigab, sagte der Typ mit der Sakkobeule: »Ich möchte nicht wissen, wie viele Schusswaffen sich heute in der Elbphilharmonie befinden.«

Emma hätte Zeit gehabt für einen Rundgang auf der Plaza, aber sie war nicht hier, um die Sehenswürdigkeiten Hamburgs zu genießen. Sie zeigte ihr Ticket ein weiteres Mal vor und machte sich auf den langen Weg in den Großen Saal, der über Holztreppe führte, die so steil waren, dass sie unwillkürlich daran denken musste, wie schnell hier ein Unfall passieren konnte. Ein kleiner Rempler, ein unauffälliger Schubser ... Emma musste in die 16. Etage, Reihe 4, Platz 19, und sie ahnte, dass das ganz oben sein würde, unter dem Dach der Elbphilharmonie, wo sie niemanden sehen würde und niemand sie. Es dauerte fast zehn Minuten, bis sie den richtigen Eingang gefunden hatte. Sie durfte ihren Mantel nicht mit hineinnehmen, und als sie ihn an der Garderobe abgegeben hatte, ertönte der erste Gong.

Der Große Saal hatte auf die Geräusche der Menschen den gleichen Effekt wie ein Schalldämpfer auf den Schuss aus einer Pistole. Alles war leiser, wattiger, sanfter, aber was der Mann am Klavier dort tief unten auf der Bühne spielte, klang, als würde er direkt neben Emma sitzen. Für einen Moment vergaß sie, warum sie hier war, lehnte sich in ihrem Sitz zurück, der mehr ein Sessel war, und schloss die Augen. Brahms, an so viel erinnerte sie sich aus ihrem Klavierunterricht in der Schulzeit, natürlich Brahms, war der nicht Hamburger gewesen? Das Konzert dauerte knapp siebzig Minuten, am Ende sangen alle zusammen »Auf der Reeperbahn nachts um halb eins«, und Emma griff unauffällig unter ihren Sitz. Doch dort war nichts.

Zehn Minuten später stand sie wieder vor der Elbphilharmonie, mit dem Mantel *über* dem Arm und dem Gefühl, *auf* den Arm genommen worden zu sein. Wütend stapfte sie ein paar Schritte in Richtung Parkplatz und zog ihren Mantel an, es war frisch geworden. Als sie ihr Handy in der Innentasche

verstauen wollte, fühlte sie etwas, das dort vorher nicht gewesen war. Emma Trautmann, die nicht Emma Trautmann hieß, blieb stehen und holte einen gelben Briefumschlag heraus. Sie riss ihn auf und entnahm zwei gefaltete DIN-A4-Seiten, auf denen acht Namen mit Fotos, Adressen und Handynummern standen. Ein neunter Name war mit einem schwarzen Edding durchgestrichen – wenn sie das Blatt gegen das Licht hielt, konnte sie nur eine Telefonnummer erkennen. Emma grinste. Acht Männer und Frauen, jeder und jede 100 000 Euro wert. Und der Neunte? Der hatte Glück gehabt. Hinterher wusste sie nicht mehr, warum sie es tat, aber sie nahm ihr Handy und wählte die Nummer, die neben dem durchgestrichenen Namen stand. Eine Mailbox ging ran: »Moin, hier spricht Lukas. Bitte hinterlasst eine Nachricht.«

»Lukas«, murmelte Emma, »Lucky Lukas.«

2

Lukas Hammerstein stand seit zehn Minuten vor dem Haupteingang der Elbphilharmonie. Das Hemd, das er trug, war das letzte saubere, das er in seinem Schrank gefunden hatte, und er hatte fast eine Handvoll Gel gebraucht, um seine Haare zu bändigen. Eigentlich befand sich Lukas seit zwei Wochen in einem lange geplanten Sabbatical und hatte nicht vorgehabt, hier zu stehen und auf den Innenminister zu warten. Aber er war der Einzige unter den Reportern der *Hamburg News*, der den Minister persönlich kannte, seit er ihn bei einem Kirchentag im wahrsten Sinne des Wortes über Gott und die Welt befragt hatte. Er glaubte nicht, dass sich der Politiker an das Gespräch erinnerte, aber sein Chef hatte trotzdem darauf bestanden, dass er ihn in Empfang nahm. Laut Plan sollte er jeden Moment kommen.

Lukas' Handy klingelte. Kaja.

»Wo bist du?«

»Ich warte vor der Elbphilharmonie auf den Minister. Zwei Personenschützer sehe ich schon, aber ...«

»... wenn die Personenschützer:innen da sind, kommt der Minister mit seinen Begleiter:innen in wenigen Augenblicken«, sagte Kaja. »Und wenn du etwas nach rechts schauen würdest, könntest du deiner Lieblingskolleg:in winken.« Lukas drehte seinen Kopf leicht und sah auf der anderen Straßenseite Kaja Woitek's Wuschelkopf inmitten eines Pulks von Polizistinnen und Polizisten. Sie winkte ihm zu und zeigte auf ihr Handy.

»Wen hast du denn schon wieder alles getroffen?«, fragte Lukas über das Telefon.

»Viele liebe Informant:innen«, sagte Kaja, die die beste Polizeireporterin war, mit der Hammerstein jemals zusammengearbeitet hatte. Aber auch die anstrengendste. Kaja Woitek war wegen ihrer Recherchen mindestens so gefürchtet wie wegen ihrer Hartnäckigkeit, wenn es um das Gendern ging. Sie sprach und schrieb grundsätzlich nur von Mörder:innen, Sexualstraftäter:innen und Betrüger:innen, als könnte sich einer der Übeltäter sonst diskriminiert fühlen. Lukas hielt das für ein Verbrechen an der Sprache. Wenn er Texte von Kaja redigierte, strich er ihr die Doppelpunkte raus und provozierte damit jedes Mal ein Grundsatzgespräch. Die »Kolleg:in« glaubte wirklich, dass die Welt erst eine bessere würde, wenn sich jeder zu jeder Zeit von jedem und jeder angesprochen fühlte.

»Ich würde gern weiter mit dir plaudern, aber jetzt kommt dein Minister wirklich«, sagte Kaja, »und ich muss mich um meine Gäst:innen kümmern.«

Lukas legte auf, steckte das Handy ein und ging auf die Wagenkolonne zu, die vor der Elbphilharmonie gehalten hatte. Der Minister stieg als Zweiter aus, er lief direkt auf ihn zu: »Herr Hammerstein, schön, Sie wiederzusehen.« Entweder hatte er ein sehr gutes Gedächtnis, oder er war von seinen Referenten perfekt vorbereitet worden. »Sie sagen mir, was ich machen soll.« Lukas hatte den Auftrag, den Minister in eine Garderobe auf Höhe des Großen Saals zu bringen, wo er den Hamburger Bürgermeister treffen sollte. Julius Wolff war zehn Minuten zuvor eingetroffen, nicht am Haupt-, sondern am Bühneneingang, der schwer einsehbar im hinteren Teil des Konzerthauses lag, direkt an der Elbe. Wolff hatte das, was in

Zeitungen gern das »Bad in der Menge« genannt wurde, nie geschätzt, jetzt wollte er es unbedingt vermeiden. Dass der G20-Gipfel in Hamburg so ausgeartet war, wie er ausgeartet war, dass an der vornehmen Elbchaussee Autos und im alternativen Schanzenviertel Häuser gebrannt hatten, nahmen viele Hamburger dem Bürgermeister übel. Der hatte im Vorfeld gesagt, dass man auch jedes Jahr ohne Probleme den Hafengeburtstag in der Stadt ausrichten würde. Und dann das.

»Ich bringe Sie zum Bürgermeister, er ist schon da«, sagte Lukas zum Minister, als sie auf der langen Rolltreppe standen, die vom Haupteingang bis zur Plaza der Elbphilharmonie führte.

»Armer Julius Wolff«, sagte der Minister, obwohl er aus einer anderen Partei kam als der Bürgermeister. »Die Diskussion über seinen Rücktritt läuft noch, oder?«

Lukas nickte. Julius Wolff hatte sich bei den Hamburgern zwar für G20 entschuldigt, aber das reichte nicht. Jede Menge Reporter recherchierten, welche Fehler der Bürgermeister in der Vorbereitung und während des Gipfels gemacht hatte, kein Tag verging ohne neue Vorwürfe und Enthüllungen. Wolff war angeschlagen wie nie zuvor in seiner Karriere, und er tat Lukas leid. Die beiden kannten sich aus Studienzeiten an der Hamburger Universität, damals hatten sie mit einigen Kommilitonen die »Weltverbesserer AG« gegründet. Eine Gruppe, die im Kern aus vier jungen Männern bestand, von denen jeder auf seine Weise die Welt verändern wollte. Lukas als Journalist, Niklas Claasen, Spross einer Hamburger Reederfamilie, als Mäzen, Clemens Engel als Sänger, nein: als Stimme gegen den Kapitalismus, und Julius Wolff als Politiker. Der Kontakt der vier war nie abgebrochen, auch wenn längst nicht alles so gekommen war, wie sich die Weltverbesserer

das vorgenommen hatten. Einmal im Monat gab es einen festen Termin, an dem sie dem einzigen Hobby frönten, das sie gemeinsam hatten: dem Wein. Das nächste Treffen der *Vier Flaschen* war in zwei Tagen geplant, und Lukas hoffte sehr, dass Julius Wolff kommen würde. Es gab viel zu besprechen.

»Da sind wir.« Mit einem Innenminister und seinem Gefolge war es leicht, hinter die Kulissen der Elbphilharmonie zu kommen, die Türen hatten sich wie von selbst geöffnet. Jetzt stand Lukas in einer der Garderoben, in denen normalerweise die Künstler untergebracht wurden. Es gab eine Dusche, ein Sofa und einen Flügel, der Blick aus den gewölbten Fenstern war atemberaubend. Aber der Mann, der hier auf den Minister wartete, hatte dafür keine Augen. Julius Wolff blickte versteinert auf seine Stadt und drehte sich erst um, als der Minister ihn an der Schulter berührte: »Wollen wir raus zu den Leuten, Herr Bürgermeister?« Julius nickte, drückte die ihm dargebotene Hand und wandte sich zur Tür: »Gehen wir.« Er wirkte müde und verzweifelt, Lukas hätte ihn am liebsten in den Arm genommen.

»So habe ich ihn noch nie gesehen«, flüsterte ihm jemand in breitem Hamburgisch ins Ohr.

»Niklas, was machst du hier?«

»Mein Freund, einer muss den Spaß schließlich bezahlen«, sagte Niklas Claasen, der sich genau das zur Lebensaufgabe gemacht hatte: Geld zu geben, wenn Geld gebraucht wurde, ohne darum viel Aufhebens zu machen.

»Du zahlst das alles hier?«, fragte Lukas.

Niklas winkte ab: »Jo, kein Ding, musste sein, nach allem, was in unserem schönen Hamburg in den letzten Wochen passiert ist. Julius tut mir echt leid, hoffe, dass ihn die

Leute im Saal nicht ausbuhnen. Wollen wir? Geht gleich los. Setz dich neben mich, mein Freund, meine Stammplätze sind frei.« Lukas und Niklas saßen drei Reihen hinter dem Bürgermeister und dem Minister, mitten in einem Pulk von jungen Polizistinnen und jungen Polizisten. Der Mann links neben ihm beugte sich nach dem ersten Stück, einem Klavierkonzert von Johannes Brahms, zu Lukas und zeigte zu den Sicherheitsbeamten mit den Knöpfen im Ohr, die sich rund um die Politiker platziert hatten: »Viele Waffen heute in der Elbphilharmonie.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Lukas.

»Na«, sagte der Mann und klopfte auf den oberen linken Teil seines Sakkos, der sich leicht ausbeulte, »viele Polizisten, viele Waffen.«

Bevor Lukas etwas dazu sagen konnte, hielt Niklas ihm ein altes Kaugummi unter die Nase: »Guck mal, was ich unter meinem Sitz gefunden habe. Das ist ein Stück Hamburger Geschichte.«

»Warum sollte ein ekliges Stück Kaugummi ein Stück Geschichte sein?«, fragte Lukas.

»Weil vor zwei Wochen auf diesem Stuhl der Spacken Trump gesessen hat.«

»Du meinst ...?«

»Jo, das meine ich«, sagte Niklas. »Und jetzt sollten wir leise sein, wir kriegen schon schiefe Blicke.«

Das Konzert war nach etwas mehr als einer Stunde vorbei, am Ende dankten Julius Wolff und der Minister den zweitausend Polizistinnen und Polizisten im Großen Saal für ihren »heldenhaften Einsatz während G20«, wobei die Stimme des Bürgermeisters trotz Mikrofon fast nicht zu verstehen gewesen war.

3

»Der ist wirklich fertig«, sagte Niklas. »Den müssen wir bei unserem nächsten Weinabend aufbauen, ich hab schon vier schöne Flaschen für Donnerstag kalt gestellt.«

Der Reederssohn betrieb die exklusive Alster-Lounge in unmittelbarer Nähe des Hamburger Rathauses, und er neigte dazu, auch dort alle einzuladen, die nicht schnell genug mit dem Bezahlen waren. »Ist doch nur Geld«, pflegte er zu sagen, wenn die Freunde ihn ermahnten, nicht zu großzügig zu sein, oder, wenn sich jemand bei ihm bedankte: »Dafür nich'.«

»Wir sehen uns Donnerstag«, sagte Lukas, und Niklas streckte den Daumen der rechten Hand als Zeichen seiner Vorfreude in die Luft, bevor die beiden Freunde vom herausströmenden Publikum getrennt wurden.

Es war kurz nach acht Uhr, als Hammerstein sein Fahrrad aufschloss, um die zehn Kilometer nach Hause zu radeln. Seine Frau hatte ihm kurz zuvor eine WhatsApp geschrieben, dass sie im Bett liege, sonst sei alles in Ordnung. Lilli Hammerstein war im siebten Monat schwanger, und es war gerade in den letzten Wochen keine leichte Schwangerschaft gewesen. Doch nun hatte Lukas endlich frei, drei Monate lang, und konnte sich um seine Frau, das Baby und den dringend nötigen Umbau der Doppelhaushälfte kümmern, die sie vor einem Jahr gekauft hatten.

»Fahr jetzt los«, schrieb er zurück und sah, dass er einen Anruf in Abwesenheit hatte. Die Nummer des Anrufers (»der Anrufer:in!«, würde Kaja mahnen) wurde nicht angezeigt, aber die Mailbox war angesprungen. Er rief sie an, hörte aber nur jede Menge Rauschen und zwei Wörter, die vernuschelt waren und wie »Lucky Luke« klangen.

So nannte ihn nur einer. Und eigentlich könnte er den jetzt noch besuchen. Wach würde er auf jeden Fall sein.

Er liebte es, von der Elbphilharmonie kommend durch die Speicherstadt zu fahren, auch wenn das Kopfsteinpflaster hin und wieder der Federung seines Fahrrads die Grenzen aufzeigte. Wer sich nicht auskannte, fuhr achtlos an der meistbesuchten Attraktion Hamburgs vorbei, dem Miniatur Wunderland. Was als kleine Modelleisenbahnanlage begonnen hatte, deren Aufbau keine Bank finanzieren wollte, bis sich die örtliche Sparkasse erbarmte, nahm inzwischen mehrere Speicherstockwerke ein und war bei Deutschland-Touristen beliebter als das Schloss Neuschwanstein.

Lukas bog ab, um am Hauptbahnhof und der Kunsthalle vorbei in Richtung Binnenalster zu fahren. Dass man in Hamburg ständig und überall auf Wasser traf, ließ die Menschen, die hier lebten, zu dem Schluss kommen, dies müsste die schönste Stadt der Welt sein. Julius Wolff, der Bürgermeister, haderte mit dieser Einschätzung, er fand sie unhanseatisch unbescheiden, aber das war der Rummel um die Elbphilharmonie auch, und die hatte er selbst eröffnet. Beim letzten Treffen der *Vier Flaschen* hatte Niklas Claasen deshalb gesagt: »Leute, wir müssen gar nicht mehr behaupten, dass Hamburg die schönste Stadt der Welt ist. Seit es die Elbphilharmonie gibt, ist sie es tatsächlich.«

Jeder Hamburger hat so seinen Hamburg-Moment, bei Lukas Hammerstein waren es die Minuten, in denen er mit der Bahn oder mit dem Fahrrad über die Lombardsbrücke

1 fuhr und sich auf der einen Seite die Binnenalster mit der
2 sprudelnden Fontäne präsentierte. Das war sein Hamburg,
3 und Lukas genoss den abendlichen Anblick, bevor er in
4 Richtung Außenalster abbog und das Fahrrad vor dem Hotel
5 Atlantic abstellte. Lange war er mit dem in die Jahre gekom-
6 menen Grandhotel nicht warmgeworden, hatte sich über die
7 hässlichen Teppiche echauffiert und über das Essen, das weit
8 unter dem Niveau eines Fünf-Sterne-Hauses war. Aber seit
9 zwei, drei Jahren ging Lukas regelmäßig ins Atlantic, er hatte
10 hier sogar ein paarmal übernachtet, einfach so. Die Zimmer
11 waren viel schöner als der Eingangsbereich, hohe Decken,
12 große Fenster, wenn man Glück hatte, hatte man Alsterblick.
13 Aber das war nicht der Grund, warum Lukas vom Concierge
14 inzwischen mit Namen begrüßt wurde.

15
16 »Guten Abend, Herr Hammerstein, schön, Sie zu sehen«,
17 sagte der Mann, der hinter der Rezeption stand und den alle
18 nur Georg nannte.

19 »Guten Abend, Georg«, sagte Lukas. »Ich war auf dem
20 Weg nach Hause und dachte, ich nehme noch einen Drink an
21 der Bar.«

22 »Das ist immer eine gute Idee, Herr Hammerstein«, sagte
23 der Concierge.

24 »Ist Udo da?«.

25 »Nein«, sagte Georg. »Der ist für ein paar Tage in Berlin.«

26 »Ich trinke trotzdem schnell was.«

27 Lukas ging an die Bar und bestellte einen Sambuca auf
28 Eis ohne Kaffeebohnen. Als das Getränk kam, schwenkte er
29 das bauchige Glas so lange, bis die klare Flüssigkeit milchig
30 geworden war und die Eiswürfel fast weiß aussahen. Dann
31 schloss er die Augen und nahm einen kurzen tiefen Schluck.
32 Sofort verbreitete der Alkohol eine beruhigende Wärme und

1 Entspanntheit, erst in seinem Bauch, dann in seinem Kopf,
2 und Lukas stellte sich vor, mit Udo an der Bar zu sitzen. Er
3 hatte den berühmten Musiker bei einer Ausstellung kennen-
4 gelernt, die die Stationen seines Lebens zeigten, ein altes
5 Schlagzeug, goldene Schallplatten, Fotos mit Erich Honecker
6 und Willy Brandt. Irgendwann war Udo auf ihn zugekommen,
7 hatte »Bissu nich der Lucky Luke von den *Hamburg News*«
8 genuschelt und ihm dann eine signierte Schallplatte in die
9 Hand gedrückt, mit Widmung: »Für Lucky Luke von Udo, wir
10 Glücklichen müssen zusammenhalten, Unglückliche gibt es
11 genug. Keine Panik!«

12 Lukas war schwer gerührt gewesen, nicht nur, weil er
13 Udo Lindbergs Musik als Junge gehört, verehrt und mit-
14 gesungen hatte. Es war mehr passiert in dem Augenblick, in
15 dem der Musiker seine Sonnenbrille ein Stück von der Nase
16 gezogen und ihm tief in die Augen geblickt hatte. So muss-
17 te es sich anfühlen, dachte Lukas, wenn man auf Droge war.
18 Vielleicht konnte Udo einem dieses Gefühl vermitteln, weil
19 er nahezu alles, was es an bewusstseinsweiternden Mitteln
20 gab, ausprobiert hatte, »nach dem Prinzip der Mengenlehre,
21 also mehr ist mehr, Lucky Luke«. Auf jeden Fall ging es Lu-
22 kas gut wie lange nicht mehr, und das wollte damals etwas
23 heißen. Der Reporter hatte monatelang mit Panikattacken zu
24 kämpfen gehabt, die sich einstellten, wenn er irgendwo zu
25 lange allein war. Er brauchte Menschen in seiner Nähe, sonst
26 fühlte er sich unsicher und wurde ängstlich, ein Phänomen,
27 das er in mehreren Sitzungen mit einer Psychotherapeutin
28 in Eppendorf besprochen hatte. Die hatte ihm nicht helfen
29 können, im Gegenteil: Als sie mitten in einer Besprechung
30 auf Toilette gehen musste, hatte Lukas vor lauter Aufregung
31 Nasenbluten bekommen und daraufhin erst recht Sorgen,
32 dass mit ihm etwas nicht stimmen könnte.

4

Seit er Udo kannte, brauchte Lukas keine Therapeutin mehr. Sie waren nachts zusammen um die Alster gelaufen, sie hatten an der Bar des Atlantic gegessen, einmal hatte Udo ihn mit in die Präsidentensuite genommen, und sie hatten so lange geredet, bis es draußen über dem Wasser hell geworden und Lukas wunderbar relaxt gewesen war. Spätestens da wusste er: Wenn gar nichts mehr geht, gehe ich zu Udo. Oder einfach so ins Atlantic.

»Keine Panik«, murmelte er auch jetzt vor sich hin, schlug die Augen auf und trank in Ruhe den Sambuca aus. Lukas legte einen Zehneuroschein auf den Tresen und schickte eine SMS an Udo: »War im Atlantic, aber die Nachtigall war ausgeflogen.« Als er auf Senden drückte, sah er, dass es kurz nach Mitternacht war, es wurde höchste Zeit, dass er ins Bett kam. Er hatte Lilli versprochen, morgen die alten Tapeten in dem Zimmer abzureißen, das das Kinderzimmer werden sollte, auch wenn er dazu keinerlei Lust hatte.

Als er zwanzig Minuten später leise zu Hause die Tür aufschloss, hörte er ein ungewöhnliches Geräusch. Es klang wie Hundepfoten, die über Parkett tippeln. Das Nächste, was er hörte, war die Stimme von Lilli, die aus dem Schlafzimmer schrie: »Tür zu, der Hund!«

Aber da war es bereits zu spät.

»Du weißt ja, Schatz, das letzte Kind hat Fell.« Lilli Hammerstein hatte nicht mitgezählt, wie oft ihr Vater diesen Spruch gesagt hatte, während er zusammen mit ihrer Mutter drei Körbe, eine Tragetasche, zwei Decken, vier Leinen, diverse Kisten mit Gummibällen, Knochen, Stofftieren und anderem Hundespielzeug ins Haus gebracht hatte. Es war kaum vorstellbar, wie ihre Eltern das alles in ihrem kleinen Nissan transportiert hatten.

»Ich hoffe, ihr habt in eurem Gefrierschrank genug Platz«, sagte Elisabeth Schuster, eine robuste Frau Mitte sechzig, als sie das letzte Mal mit zwei Tiefkühltaschen vom Auto kam. Sie hatte ihr Leben lang gern gekocht, früher für Lilli und ihre zwei Brüder, heute für den Hund. Aus den Taschen holte sie unzählige Tupperdosen heraus, jede mit einem Datum versehen. »Finchen bekommt nur einmal am Tag etwas zu essen«, erklärte Elisabeth ihrer Tochter. »Das Gemüse habe ich selbst gekocht, dazu gibt es rohen Fisch oder rohes Fleisch, alles bio. Du musst am Abend vorher immer die Portion für den nächsten Tag auftauen und sie ihr am Mittag mit ordentlich Wasser geben. Und auf keinen Fall mehr!«

»Dann macht Fini auch nur einmal am Tag Kacki«, ergänzte Klaus Schuster und zog eine Rolle mit dünnen schwarzen Plastiktüten aus seiner Jackentasche: »Das sind die Beutel dafür, die dürften dicke reichen, bis wir wieder da sind. So, Elisabeth, haben wir alles?«

Vater, Mutter und Tochter standen in dem Raum, in dem in wenigen Monaten ihr erstes Kind beziehungsweise ihr erster Enkel schlafen sollte. Jetzt wäre hier allenfalls noch Platz für eine kleine Wiege gewesen. Lilli Hammerstein hatte den Eltern erlaubt, das Equipment für den Hund ins Kinderzimmer zu bringen, was sie angesichts der unglaublichen Menge an Gegenständen inzwischen für keine gute Lösung mehr hielt. Egal, Lukas könnte den ganzen Kram morgen in den Keller bringen, sie würden Finchen überzeugen, in einem Körbchen auf dem Flur zu schlafen. Die Dackeldame, die ihre Eltern im Alter von sieben Monaten bekommen hatten, nachdem sie von einer Vorbesitzerin »aus unbekanntenen Gründen« zur Züchterin zurückgebracht worden war, war aufgeregt durchs Haus getipelt. Jetzt lief sie ins Kinderzimmer, den Kopf nach vorn gebeugt, die Zunge weit heraushängend. Finchen leckte wie wild den Boden ab, einmal hin, dann wieder zurück, und als sie damit fertig war, ließ sie sich auf den Bauch plumpsen und begann nervös, in ihre rechte Pfote zu beißen.

»Das hat sie manchmal, wir wissen auch nicht, warum.« Klaus Schuster zog eine kleine Wasserpistole aus seiner Hosentasche. »Fini, nein«, sagte er laut, und als sie nicht reagierte, richtete er die Pistole auf das Tier und drückte ab. Zwei, drei Spritzer, dann ließ Finchen die Pfote los, hob irritiert den Kopf und fing wieder an, den Boden zu lecken. Ihr Herrchen schoss noch einmal, und der Spuk war zu Ende.

»Hier«, sagte er zu seiner Tochter und streckte ihr die Wasserpistole entgegen. »Das hilft fast immer.«

»Hat, hat ...«, stotterte Lilli, »hat sie das öfter?«

»Der eine Hund macht ins Wohnzimmer, der andere bellt die ganze Nacht, und Finchen leckt manchmal Fußböden ab. So hat jeder seinen Tick.« Lillis Mutter nahm die Dackeldame

auf den Arm und drückte sie an sich. »Wir werden dich vermissen, du Süße.«

»Komm, Elisabeth, machen wir ihr und uns den Abschied nicht zu schwer.« Klaus Schuster sah seine Tochter streng an: »Können wir uns auf dich verlassen?«

Lilli Hammerstein nickte.

»Hat das mit der Haustür alles so geklappt, wie wir das besprochen haben?«

Ihr Vater hatte Lilli gebeten, einen Automatismus an der Haustür anzubringen, der dafür sorgte, dass sie in Höchstgeschwindigkeit, und in der Regel mit einem ohrenbetäubenden Knall, schloss. Es hatten sich bereits leichte Setzrisse am Rahmen gebildet, aber das war Klaus Schuster egal gewesen: »Hauptsache, die Tür geht so schnell wie möglich zu, damit Fini nicht weglaufen kann.«

»Die Tür schließt so schnell, dass nicht mal eine Fliege Zeit hätte, das Haus zu verlassen«, sagte Lilli Hammerstein. »Ihr müsst euch keine Sorgen machen.«

»Das sagst du so«, sagte ihr Vater, dem als Kind ein Hund weggelaufen war. »So, nun gehen wir aber wirklich.« Er öffnete die Haustür, ließ sie los und war zufrieden, als sie sofort zuknallte. Von der Decke rieselte ein wenig Putz.

»Pass gut auf die Kleine auf, mein Schatz.« Mutter Elisabeth schniefte.

»Es ist nun mal so: Das letzte Kind hat Fell«, sagte Vater Klaus, drückte erst seiner Tochter und dann dem Dackel einen Kuss auf die Stirn. »Du kannst uns auch an Bord immer per SMS erreichen.«

Dann waren Lillis Eltern weg, und Finchen hatte erneut begonnen, das Parkett abzulecken. Lilli war es zu blöd gewesen, mit einer Wasserpistole hinter dem Hund herzujagen,

außerdem wurde das mit ihrem Sieben-Monats-Bauch langsam anstrengend. Also ließ sie die Dackeldame machen, bis die von allein aufhörte und mit großen Augen in Richtung Lilli guckte, die sich aufs Sofa im Wohnzimmer gesetzt hatte.

Dort saßen sie dann beide, Finchen auf einer Decke mit einem Gummiknochen, Lilli mit der To-do-Liste für Lukas, die inzwischen mehrere DIN-A4-Seiten umfasste. Die ersten zwei Wochen seines Sabbaticals hatte Lilli ihren Mann in Ruhe gelassen, weil sie den Eindruck gehabt hatte, dass er diese Ruhe brauchte. Lukas Hammerstein hatte in den vergangenen Monaten so viel gearbeitet wie nie zuvor in seinem Reporterleben. Anfang des Jahres war in Hamburg nach langem Hin und Her, gewaltigen Kostensteigerungen und mit sieben Jahren Verspätung die Elbphilharmonie eröffnet worden, das Konzerthaus, um das die Stadt inzwischen in großen Teilen der Welt beneidet wurde. Hammersteins Dokumentation über die Fehler, die auf dem Weg von der Planung bis zur Vollendung des Jahrhundertprojekts gemacht worden waren, hatte sechzehn Zeitungsseiten umfasst, er hatte fast vier Monate daran gearbeitet. Als alles fertig war, hatten in Hamburgs Politik und bei den Journalisten die Vorbereitungen für G20, das Gipfeltreffen der Staats- und Regierungschefs, begonnen, das für einen weinenden, da vom Tränengas der Polizei getroffenen Lukas Hammerstein mit einer Videoreportage aus dem Schanzenviertel endete. Jenem Teil der Stadt, den Randalierer und Chaoten für Stunden unter ihre Kontrolle gebracht, wo sie Häuser in Brand gesetzt und Geschäfte geplündert hatten. Lukas war mittendrin gewesen, und Lilli hatte zum ersten Mal in ihrem Leben Angst um ihren Mann gehabt. Sie war eine von fast 900 000 Menschen gewesen, die seine fast eine Stunde dauernde Livereportage vor dem Computer verfolgt hatten.

Am Ende wusste sie, dass sie ihre Pläne ändern musste. Sie konnte Lukas nicht während der ganzen drei Monate des Sabbaticals, das sie ihm in langen Diskussionen abgerungen hatte, für Arbeiten am Haus und die Vorbereitungen auf die Geburt ihres Kindes in Beschlag nehmen. Er brauchte Zeit für sich. Sie hatte ihn deshalb in den ersten Tagen ausschlafen lassen und weder die To-do-Listen noch die fast so lange Namensliste angesprochen, an denen sie seit Wochen saß. Sie hatte nichts dagegen gesagt, als er zum Dankeschön-Konzert für die Polizistinnen und Polizisten in die Elbphilharmonie gegangen war, obwohl sie eigentlich verabredet hatten, dass Lukas mit seinem Job während des gesamten Sabbaticals nicht in Berührung kommen sollte. Vielleicht war der Abend ein guter Abschluss, bevor es morgen richtig losgehen würde, dachte sie.

Lilli hatte die kommenden Wochen generalstabsmäßig geplant, sie plante immer alles generalstabsmäßig. Die Eltern wollten nach dem Ruhestand des Vaters auf große Kreuzfahrt gehen? Dann bitte, solange das Enkelkind noch nicht da war. Auf den Dackel konnte, weil sowieso zu Hause, während ihrer Reise Lukas aufpassen. Nebenbei würde der Hund dafür sorgen, dass ihr Mann die Bewegung erhielt, die in den vergangenen Monaten zu kurz gekommen war. Lilli, die bis vor wenigen Tagen für das Marketing eines großen Hamburger Familienunternehmens verantwortlich gewesen war, hatte parallel zu Lukas' Sabbatical Urlaub genommen, der nahtlos in den Mutterschutz übergehen würde. Drei Monate, in denen sie Zeit hätten, die Arbeiten an der Doppelhaushälfte zu beenden, für die sie entgegen aller Wahrscheinlichkeit den Zuschlag erhalten hatten.

Sie kraulte mit der linken Hand Finchen, die sich auf den Rücken gelegt und alle Pfoten von sich gestreckt hatte, und

scrollte mit der rechten Hand in ihrem Handy durch Hunderte von Einrichtungstipps auf Pinterest. Die hundertsechzig Quadratmeter in Eppendorf, einem der schönsten Stadtteile Hamburgs, erfüllten alle Voraussetzungen, ein Traumhaus für die Hammersteins zu werden. Aus dem Obergeschoss, in dem Lilli und Lukas ihr Schlafzimmer hatten, konnte man die Alster sehen, das Gewässer, das sich wenige Kilometer entfernt in der Innenstadt zu zwei großen Seen staute, der Binnen- und der Außenalster. Normalerweise wäre die Doppelhaushälfte für die zwei zu teuer gewesen. Der Quadratmeterpreis in dieser Lage lag gern bei 10 000 Euro, und es gab in Hamburg viele Menschen, für die das gar nicht viel Geld war. Die Preisvorstellungen der Hammersteins lagen eher bei der Hälfte, und sie wären sicherlich nicht zu einer Besichtigung eingeladen worden, wenn der Makler, der das Haus verkaufen sollte, nicht einer der besten Freunde von Lukas gewesen wäre.

Lilli erinnerte sich genau, wie Clemens Engel ihnen das Exposé mit einer kurzen Nachricht via WhatsApp geschickt hatte: »Wäre das nicht was für euch?«

»Nicht ganz unsere Preisklasse«, hatten sie zurückgeschrieben.

»Das lasst mal meine Sorge sein«, hatte Clemens geantwortet, der einer der verrücktesten Menschen war, die Lilli in ihrem Leben kennengelernt hatte. Als sie zum ersten Mal seine Stimme am Telefon gehört hatte, dachte sie, mit einer Frau zu sprechen, ein Eindruck, der sich nicht wesentlich änderte, als sie ihm persönlich begegnete. Clemens hatte nicht nur eine hohe Stimme, sondern war klein und feingliedrig, gerade wenn er neben dem fast zwei Meter langen Lukas stand. Er träumte seit seinem zehnten Lebensjahr davon, ein großer Sänger zu werden und die Welt gerechter zu machen. Er hatte nicht nur den Kriegs-, sondern auch den Zivildienst verweigert, er hatte

Musik studiert, aber den Sprung auf die Bühne nicht geschafft. Dass er Makler geworden war, begründete er damit, »dass ich das kapitalistische System von innen aushöhle, indem ich erst selbst von ihm profitiere, um es schließlich zu zerstören«. Lilli hatte nicht verstanden, was Clemens damit meinte, bis sie mit ihm, Lukas und einem Hamburger Kaufmann beim Notar saß, um ein Haus für rund 800 000 Euro zu kaufen, das locker auch für das Doppelte weggegangen wäre. Wie es Clemens (»Nennt mich den Robin Hood der Makler«) gelungen war, den Verkäufer ausgerechnet von ihnen als Kaufkandidaten zu überzeugen, hatte Lilli bis heute nicht verstanden, aber es war ihr auch egal. Sie und Lukas waren glücklich.

Finchen zuckte, ihre Ohren stellten sich auf, und ehe Lilli reagieren konnte, war die Dackeldame vom Sofa gesprungen und in Richtung Haustür gelaufen. Sie musste den Schlüssel, den Lukas ins Schloss gesteckt hatte, gehört haben, vielleicht auch seine Schritte auf den Kieselsteinen. Lilli dachte an die Mahnung ihres Vaters und daran, dass ihr Ehemann bestimmt vergessen hatte, dass sie seit heute Hundebesitzer waren. Sie rief ihm zu, dass er die Tür schnell schließen solle, hievte sich aus dem Sofa und fiel fast hin, weil ihr rechter Fuß eingeschlafen war. Es dauert eine Minute, bis sie an der Haustür war.

»Du schläfst noch nicht?« Lukas gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Wo ist der Hund?«, fragte Lilli.

»Wo ist wer?« Lukas hatte es vergessen.

»Der Hund. Finchen.«

»Schatz, es tut mir leid ...«, sagte Lukas, doch langsam schien er zu verstehen. »Du meinst, deine Eltern haben den Dackel heute gebracht ...?«

5

Lilli ging an ihrem Mann vorbei, riss die Haustür auf und rief: »Fini, Fini, komm her, bei Fuß, Fini, wo bist du?«

»Ich denke, sie heißt Finchen?«, fragte Lukas.

»Wir müssen sie finden, sonst bringen meine Eltern mich um«, sagte Lilli. »Kannst du irgendetwas sehen?«

Lukas holte sein Handy heraus und schaltete die Taschenlampe an, deren Lichtkegel bis zu seinen Füßen reichte.

»Ich finde sie schon, leg du dich wieder hin. Du darfst dich nicht aufregen.« Er strich Lilli über den Bauch.

»Fini, Fini, komm her, Leckerli!«, rief sie und rannte an ihrem Mann vorbei in den Garten.

»Ich schaue mal bei den Nachbarn.« Lukas tat das, was normalerweise in dieser Gegend verpönt war. Er ging vom eigenen auf das Nachbargrundstück, das nicht durch einen Zaun, sondern nur durch eine Bambushecke abgetrennt war. Lilli sah den kleiner werdenden Schein der Handylampe und hörte die umso lauter werdenden »Finchen«-Rufe ihres Mannes, als sie eine Hand auf ihrer Schulter spürte und eine tiefe Stimme fragte: »Ist das Ihrer?«

Sie drehte sich um und blickte in die Augen von Professor Diedrichsen, einem Historiker, der neben den Hammersteins wohnte. Er hatte Finchen am Nacken gepackt, die vergeblich versuchte, sich in ihre rechte Pfote zu beißen.

»Herr Professor Diedrichsen, ja, das ist meiner, ich meine, unser Hund, zumindest zeitweise, meine Eltern sind ...«, begann Lilli, aber das schien den Nachbarn nicht zu interessieren.

»Dann wäre es nett«, der Professor hielt Lilli Finchen hin, »wenn Ihr Mann mit seiner Taschenlampe den Haufen finden und entfernen könnte, den Ihr Dackel vor meiner Terrasse hinterlassen hat.«

Christoph Meier-Wiegand konnte nicht anders. Auf dem Weg aus der Umkleidekabine blieb er kurz vor einem Spiegel stehen und war sehr erfreut über das, was er dort zu sehen bekam. Nein, wie ein Mann, der in drei Monaten, zwei Wochen und vier Tagen 55 Jahre alt werden sollte, sah er nicht aus. Gut, das Haar war etwas dünner geworden, aber nicht so dünn, dass irgendwo die Kopfhaut zu sehen gewesen wäre. An den Armen zeichneten sich die Adern ab, aufgepumpt an zehn verschiedenen Geräten innerhalb der vergangenen Stunde. Wenn er wollte, könnte er die Brustmuskeln tanzen lassen, und sein Bauch war so schlank und straff und durchtrainiert wie eh und je.

Er sah wie ein ehemaliger Leistungsschwimmer oder zumindest wie ein Physiotherapeut aus, auf jeden Fall nicht wie ein Zeitungsreporter, schon gar nicht, wenn er sich mit den Kollegen verglich. Die waren entweder immer schon zu dick und versoffen gewesen oder hatten sich spätestens mit den Jahren gehen lassen. Er nicht. Meier-Wiegand knotete das Handtuch, das er um seine Hüften trug, so fest es ging zu, blinzelte ein letztes Mal in den Spiegel und ging Richtung Pool. Im Health Club, der unweit der Redaktion des *Politik Insiders* am Hamburger Hafen lag und in dem er seit über zwanzig Jahren Mitglied war, durfte man nackt baden, und Christoph Meier-Wiegand tat das gern und oft.

Es war kurz nach acht Uhr morgens, um diese Zeit war